

(Nachdruck verboten.)

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. delle Grazie.

Wirron trat noch tiefer in die Küche zurück; suchte förmlich Schutz in der Dämmerung, die sich aus dem Herdwinkel langsam über den niederen Raum zu verbreiten begann. „Der Pfoff woach oll's!“ fuhr es ihm durch den Sinn. Aber das Wort wurde ihm wieder feige, mitten in der Kehle. „Wohl — tat's an'm schon!“ stieß er heißer hervor.

„So tut Ihr desgleichen,“ nickte der Pfarrer, „irgendwie.“

Wieder versuchte Wirron aufzulachen. Aber, es war entsetzlich . . . der helle Blick fand ihn auch da, hielt ihn fest, spießte ihn förmlich an das dunkle Gewissen, das sich wie eine verwundete Bestie in seiner Seele zu krümmen begann.

Endlich fand er doch ein Wort: „u irder tuat, wos er konn, Hochwürd'n. Und mehr darf a unser Herrgott nit verlouga von an'm . . . Sunst brauchet er jo dös oll's nit erst g'jäh'n loss'n!“ Den ruppigen Kopf zwischen den Schultern, stieß er es hervor, und seine Blicke züngelten zur Seite wie giftiges Gewürm, das nach einem Auswege sucht. Sollte er mit dem Pfaffen am End' noch fromme Reden tauschen? Sich durch ein paar salbungsvolle Worte von dem Tisch drängen lassen, den ihm die Angst bedeckte, von dem Schauplatz hinwegstoßen, an dem sein Haß sich satt aß? War er dafür — der Wirron?

Wieder lachte es in ihm auf. Aber seltsam! Dem Blick des „Pfaffen“ konnte er noch immer nicht standhalten.

Und nun lächelte der „Pfaff“ gar, lächelte ihn an, mit einer leisen, heimlichen Gewißheit, die weher tat als das schlimmste Wort, das er ihm geben konnte.

„So . . . meint Ihr!“ nickte Cyrill Weiß. „Wenn Gott aber nun manchen bloß darum ein letztesmal — zu Tisch ließe, um zum letztenmal zu seh'n, woran er sich satt ißt: ob am Guten oder — am Bösen? Um ihm danach auch drüben einmal den — Tisch zu decken? Habt Ihr darüber noch nie nachgedacht, Wirron? An eben diesem Tische?“

„Oll's woach er,“ dachte Wirron. „Oll's und no mehr! Ober zwinga — zwinga loß i mi deßweg'n do nit.“ Ein wildes Geleucht glomm in seinem Blick auf, die Zähne knirschten leise aneinander. Er wußte, daß er alles verloren hatte — hüben und drüben, alles verlieren müsse, um seines Hasses willen. Aber dieser Haß war das einzige, was er besaß. Diesen Haß liebte er. In Schande und Verzweiflung hatten sie ihn gejagt, um dieses Hasses willen. Nun brachte er ihnen Schande und Verzweiflung zurück mit seinem Haß! Wer hatte ihm verziehen? Und dann . . . wohin er auch blicken mochte, da war keine ruhige Stätte mehr für seinen Unfrieden, kein Glück, darin zu rasten und zu vergessen. Und seltsam: gerade so, wie sein Leben geworden — gerade so liebte er es jetzt! Die Menschen fürchteten sich vor ihm — nun hatte auch Gott um ihn vergeblich geworben. War er wirklich so stark? Er allein? Oder war das immer so, wenn man sich einmal aus Gott und den Menschen nichts mehr machte? Er wußte es nicht. Auch war das Denken nie seine Sache gewesen. Bloß die Zähne hatte er der Welt bis heute gezeigt und ihr damit Respekt eingezagt. So wollte er es auch weiter halten. Mehr brauchte er jetzt nicht! Und plötzlich kam das Gefühl einer geheimnisvollen Kraft über ihn, einer lachenden Ueberlegenheit, die ihre Stärke und ihren Mut aus Empfindungen holte, von denen die anderen noch keine Ahnung hatten. Eine plötzliche Sehnsucht nach der Freiheit, die er bis heute genossen . . . die Sehnsucht eines wilden Tieres, die etwas von der dunklen Gewalt der Brunst in sich hat.

Seine Finger krampften sich um den Knotenstock zusammen, in seinem Blick flackerte ein grünlicher Schein auf. „Ich weiß nicht, was geschieht, wenn Du mir jetzt den Weg vertrittst . . .“ Er sprach es nicht aus. Bloß seine Augen drohten es mit dem ersten, trohigen Blick, mit dem er dem Pfarrer standhielt. Und Cyrill Weiß wich unwillkürlich zurück, als er so an ihm vorüberging: sicher wandelnd im Geruch des Blutes, das er vergossen.

Dumpf und schwer fiel hinter ihm die Tür ins Schloß.

„O Hochwürd'n,“ schluchzte Resl auf. „Es wor so quad g'moant . . . ober . . .“ Sie verbarg ihr Gesicht in der Schürze. In diesem Augenblick trat Jüry aus der Stube. Er hatte alles mitangehört. Nun lag ihm ein doppelter Alp auf der Seele: die Angst, daß der gereizte Mitwisser nun vielleicht reden werde von der Schande seines Hauses! Oder — hatte er schon gesprochen, irgendwie, irgendwo? Warum kam der Pfarrer plötzlich daher und brauchte Worte, die auch schon ein halbes Wissen waren?

„Miß d' Hond, Hochwürd'n,“ murmelte er verlegen, „dös is a feltene Ehr“ . . .“ Er öffnete die Tür, um den Pfarrer eintreten zu lassen. „Du bleibst drauß,“ herrschte er Resl an, die Miene machte, mite'nzutreten.

„Ober a Diacht muach i do onzünd'n,“ meinte Resl unschlüssig.

„Diacht . . .!“ Er sah sie bloß an und diesen Blick bis zuletzt auf sie gerichtet, schloß er ihr die Tür vor der Nase zu. Die Bäuerin seufzte auf und kroch wieder in ihren Herdwinkel zurück. Licht! Er hatte ja recht! Das, was jetzt bei ihnen daheim beredet wurde, sprach man besser ins Dunkel hinein.

„Ihr habt da einen seltsamen Besuch gehabt,“ sagte der Pfarrer, nachdem er sich niedergelassen.

„So,“ erwiderte Jüry, während sein Blick durch das Fenster auf die Straße hinausflüchtete, „wos an'm unser Herrgott holt schickt, Hochwürd'n.“

„Er kommt also — öfter?“

Jürys breite Brust hob und senkte sich. Wie ein Kampf war es gegen die unerträgliche Last des Schweigens, das ihm wie ein glockäugiges Ungeheuer auf dem Herzen hocte, Tag und Nacht und Nacht und Tag . . . und noch gehegt und bewahrt sein moßte! Aber — es mußte wohl stärker sein als Jürys Kraft und guter Wille, so stark, daß er es mit keinem Wort mehr von der Seele wälzen konnte.

Ein inniges Mitleid auoll in dem Herzen des Priesters auf. Aber er beherrschte sich. Das Wort, das der Aermste nicht fand, er mußte es ihm auf die Lippen legen, damit diese gepreßte Seele endlich, endlich einmal aufatmen könne. Cyrill Weiß wußte, daß Jüry bisher ein frommer Christ gewesen; fromm und gottergeben. Aber er kannte auch den Stolz des Mannes. Fast ein halbes Menschenalter hindurch war Jüry Ortsrichter gewesen, von allen verehrt, aber auch gefürchtet. Und dieser Stolz war es, der nun die Schmach seines Hauses hütelte; sich lieber von einem Mörder knechten ließ, als von dem Mitleid der anderen erniedrigen. Da hieß es vorsichtig sein. Ganz leise, fast ehrfürchtig an die Worten des Schweigens pochen, hinter dem sich diese franke Mannesseele verkrochen. Cyrill Weiß war nicht umsonst so lang im Beichtstuhl gefessen. Er wußte zu gut, daß die menschliche Scham gar viele Antlitze hat. Und das keuscheste, das rührendste unter allen trug der gebrochene Stolz einer Mannesseele.

Wie um dem Augenblick einen Anschein von Behagen zu geben, zog der Pfarrer seine silberne Schnupftabakdose und reichte sie dem Bauer hin: „Eine Priese, Jilly-Better? Ja, und was ich noch sagen wollte, weg'n des — des Wirron. . .“ Er sah weg, tat, als merke er nicht, wie die Finger erzitterten, die soeben den Tabak saßten. „Es macht Eurer Christenherzen nur alle Ehre, daß Ihr das mit dem Wirron so nehmt.“

Jüry senkte das Haupt, und deutlich merkte der Pfarrer, daß es nicht bloß des Schnupftabaks halber geschah. Der Blick des Bauern war rasch und argwöhnisch über sein Antlitz gegliitten. Als wolle er sich die Beruhigung verschaffen, wieviel der andere etwa wisse, und ob das, was er scheinbar harmlos gesagt, auch wirklich so gemeint war. Nun lag sein Blick wieder fest auf der Erde, und während er den Tabak langsam in die Rüstern zog, sprach er, gleichsam aufhorchend: „Wie sollt' i 's denn nehma, Hochwürd'n?“

„Nun,“ erwiderte Cyrill Weiß, „ich meine, jeder andere wär vielleicht etwas — vorsichtiger im Verkehr mit dem Wirron, als — als Ihr! Jemand, der so lang' im Buchthaus gefessen, hat sich alle möglichen Kniffe angeeignet, von denen Ihr, lieber Better, in Eurer schlichten Ehrlichkeit Euch gar nichts träumen lasset.“

Im Antlitz Jürys zuckte etwas auf, wie ein letzter, schwacher Hoffnungsstrahl war es, der über einen Abgrund dunkler Traurigkeit hinglitt und dem Antlitz des alten

Mannes für den Augenblick einen Ausdruck verlieh, der etwas von der rührenden Freude eines Kindes hatte. Aber — der Stolz, der sein Geheimnis hütete, wich auch jetzt nicht von seinem Posten, und die Frage, hinter der sich seine Freude verbarg, wahrte noch immer die Vorsicht.

„Was — was kunnst' er mir denn toan?“

Cyrrill Weiß holte sich jetzt selbst eine Prise, bloß um den Blick abzumenden. So tief ergriff ihn die Scham des Alten, der für sein Kind so Unfugliches litt. Auch wollte er in keiner Weise das Vertrauen verschonen, das er aus dieser Frage auf sich zukommen sah: leise, kaum fühlbar, wie in der scheuen Art eines Wildes.

„Nur jetzt das rechte Wort finden,“ dachte er, „nur jetzt!“ Er brauchte ja mit keinem Hauch an dem zu rühren, was dem Stolz des Vater so weh tat! Im Gegenteil. Jüry sollte sein Geheimnis für sich behalten! Nur warnen wollte er ihn, auf der Hut zu sein; ganz leise, ganz von ferne. Denn — er konnte sich nicht helfen, so frech und sicher sich Birron zuletzt auch gehabt, etwas im Wesen des Zuchthäuslers war ihm doch merkwürdig unsicher erschienen. So daß auch in seiner Seele zum erstenmal der Verdacht aufstieg, mit dem Jüry sich eine ganze Zeit getragen: ob der alte Zuchthäusler auch wirklich die Wahrheit gesprochen? Daß Birrons seltsames Wesen nur eine Folge der Scheu war, die der tadellose Priester ihm einflößte, kam dem bescheidenen Cyrrill Weiß nicht einmal in den Sinn.

Langsam schob er seine Prise zusammen, wiegte eine Weile wie nachsinnend den Kopf hin und her: es sollte den Anschein haben, als ob auch er noch nicht recht im reinen wäre mit sich. So brachte er den Bedrängten vielleicht von selbst auf die richtige Fährte.

„Tun — tun,“ meinte er endlich bedächtig. „Tun kann der Birron auch natürlich nichts, lieber Zilly-Better. Aber, wie gesagt, solche Leute haben oft allerlei Finten und Fährten. Und die Vorwände oder — oder Lügen, mit denen sie sich da einnisten und dort unentbehrlich zu machen suchen, seh'n ihren Taten oft ganz verzweifelt ähnlich. Wer einmal den rechten Weg verloren hat und sich ihn nicht mehr von Gott weisen läßt — der schlägt oft recht seltsame Pfade ein, lieber Zilly-Better!“

Eine ganze Weile blieb es still. Nur das leise Geknistern des Holzes, das langsam im Ofen zusammenbrach, wurde hörbar, und das harte Getöse der Schwarzwälderuhr, die über der alten Truhe hing.

„Euer Hochwürd'n glaub'n also“ — begann Jüry zögernd, stotterte aber sofort. Um Gotteswillen, was hatte er denn sagen wollen? Der Pfarrer konnte ihm ja doch nicht helfen! Wozu also noch einen mehr zum Mitwisser machen? Und . . . so groß auch die Angst war, in der Jüry vor Birron dahinlebte — die Mitwisserschaft des Priesters erschien ihm noch unerträglicher. Da würde es nun an ein Raten. Warnen, Zurückhalten gehen. „Verzeiht es — opfert es auf!“ würde jedes zweite, dritte Wort heißen. Und das konnte er nicht. Nicht einmal um seiner ewigen Seligkeit willen! Seine Rache mußte er haben — so oder so . . . das hatte er seiner Annaliese versprochen, dort oben auf dem Freithof. Nicht einen Kranz würde er mehr auf ihren einsamen Hügel legen, bis er sagen könnte: „Dir ist genuggetan!“ Der Graf war nach Wien gefahren, noch bevor Jüry zu einem letzten Entschluß gekommen. Aber Mitte März sollte er zurückkehren . . . zum „Schneypensfried“. So lange hatte Jüry Zeit, mit seinen Plänen fertig zu werden. So lange mußte er auch den Birron hinhalten. Hatte er einmal getan, was der Ehre seines Kindes gebührte, konnte ihm auch das Geschwäg des Zuchthäuslers gleichgültig sein; „nocher können i mi suach'n, olle mitanonder!“ dachte er. Und ein unheimlich stilles, ein unheimlich zufriedenes Lächeln ging über seine starren Züge, so oft er daran dachte.

Auch jetzt gab ihm dieser Gedanke sofort wieder jene Ruhe, die er brauchte, um sein Geheimnis vor den anderen zu schützen. Seine Züge bebten wohl, aber er schritt so fest als möglich auf die Ofenbank zu, und während er sich langsam niederließ, erwiderte er mit sicherer Stimme: „Mir is der Birron noch nie mit solche Sod'n kamma. Glaub'n tua i eahm a niz. Euer Hochwürd'n können also ruhig san. Wann er doherkummt, kimmst er sich onessen.“

„Auch das könnt' Euch auf die Dauer vielleicht zu viel werden!“ gab Cyrrill Weiß vorsichtig zurück.

„Die Rosala hot g'schwast,“ dachte Jüry. „Die Rosala oder die Olte. 's is nit anders!“ Und das Bild seiner Jüngsten schob sich plötzlich vor sein Vaterauge: still, bleich, stumm, wie Rosalie seit jenem entsetzlichen Tag herumging, da Birron zum erstenmal die Schwelle des Hauses überschritten —

nicht als Bettler, nein, wie ein Gebieter. „Sie ist's,“ dachte Jüry wieder. „Die Olte wor nit beicht'n. Bleibt nur die Rosala.“ Gut. Aber was die sich auch zusammenreimen mochte, etwas Bestimmtes wußte sie doch nicht. So war Jüry seiner Sache erst recht sicher.

„Z' viel — z' viel!“ nahm er das Wort des Pfarrers auf. „Wonn aner bei den Menschen und bei unserm Herrgott z' kurz kamma is, wie der — wie der Birron . . . nocher suacht er sich holt selber sein Recht; sein Recht und sein'n Weg. Und i kunn eahm nit Unrecht geb'n. Z — z'leht!“

Kurz, ablehnend, fast feindselig kam es von seinen Lippen, fiel in das Grau der Dämmerung hinein und in das tiefe Schweigen, das wie ein Ungeheuer auf der Lauer zu liegen schien — Ungeheures hütend.

Ein seltsames Bangen überkam den Priester. „Was ist das?“ dachte er. Nein — der Mensch, der so zu ihm gesprochen, der bedurfte weder eines Rates noch eines Trostes mehr. Der war Mann genug, auch weiter zu leiden, was er litt, oder . . .

Wie ein Vorhang zerriß es plötzlich vor dem Aug des Priesters. Was dachte, plante, verhehlte der Unselige? Und dazu die Gesellschaft des Zuchthäuslers — Tag für Tag.

Mit einer ihm sonst nicht eigenen Festigkeit fuhr Cyrrill Weiß empor — ging mit zwei großen Schritten auf Jüry los. „Das darf jeder sagen, nur nicht Ihr, Zilly-Better, Ihr, der durch Jahrzehnte hier Handel und Wandel gehütet und Recht sprechen geholsen und recht getan, als Christ und Mensch, so lang ich denken kann!“

Ein leises Lachen kam über das Dunkel her: „Wenn Euer Hochwürd'n dös so guat wiss'n, wird's wohl a so san.“

„Wissen, wissen . . . das müßt Ihr selbst doch fühlen!“

„Der Mensch is wie's Wasser,“ kam es gepreßt zurück. „Seunt laut's auf — moring friert's ein. „Wie's unser Herrgott gibt und schickt.“

„Er hat aber auch Vernunft und freien Willen,“ rief der Priester energisch.

(Fortsetzung folgt.)

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Die Winterpflege unserer Stubenvögel.

Nicht nur bei der Winterpflege der Pflanzen, sondern auch bei der Ueberwinterung unserer Stubenvögel werden vielfach folgenreichere Fehler begangen, denen so manches Tier, das wir im Sommer liebgewonnen haben, zum Opfer fällt. Im Sommer hängt das Bauer des gefiederten Lieblings in der Regel vor dem Fenster, auf dem Ballon oder in der Gartenlaube. Ist dafür Sorge getragen, daß der Vogel in dieser Sommerfrische den Kägen und anderen vierbeinigen Räubern nicht zugänglich ist, wird ihm Schutz gegen sengende Sonnenstrahlen geboten und bringt man ihn bei herannahendem Unwetter in die Häuslichkeit zurück, so kann man annehmen, daß er, richtige Fütterung vorausgesetzt, sich unter diesen Verhältnissen dauernd wohl befindet.

Unsere Großstadtwohnungen sind häufig beschränkt, man weiß deshalb oft nicht, wo man mit dem gefiederten Hausgenossen zur kalten Jahreszeit bleiben soll. Nahe liegt das Verbringen in die Wohnstube. Das Wohnzimmer ist aber nicht für alle Vogelarten die geeignete Räumlichkeit. Für den Kanarienvogel und die meisten fremdländischen Prachtfinken, die jetzt, einige Seltene abgerechnet, wohlfeil wie Brombeeren sind, ist die Temperatur ständig bewohnter Räume angemessen, auch für Papageien, die aus warmen Klimaten stammen, nicht aber für harte Vogelarten, wie wir sie in unseren einheimischen Fintenvögeln, im Star, in den Drosseln und dem Kotkehlchen vor uns haben. Diese an rauhe Winterwitterung gewöhnten Tiere gehen in andauernd geheizten Zimmern rasch zugrunde. Auch manche ausländische Vogelarten vertragen die Temperatur ständig geheizter Wohnräume nicht, so namentlich gewisse Papageien, wie der in der Häuslichkeit häufig anzutreffende Rosalatalad, die Nymphenstittche, Wellenstittche und ähnliche. Diese Vögel lassen sich sogar, wenn für Trinkwasser gesorgt ist, im Freien überwintern. Ja, man hat manche von ihnen, auch den Kanarienvogel, in verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes erfolgreich als freifliegende Vögel eingebürgert.

Man kann getrost annehmen, daß zu hohe Zimmertemperatur ebenso wie bei der Pflanzenpflege, auch bei der Pflege unserer Stubenvögel die Ursache des häufigen Sterbens ist. Die meisten für die Liebhaberei in Frage kommenden Vögel vermögen sich zwar einer geringeren Durchschnittstemperatur anzupassen, eine zu hohe Wärme richtet sie aber nach verhältnismäßig kurzer Zeit zugrunde. Gleich nachteilig wie zu hohe Wärme wirken auch Kälte und starke Temperaturschwankungen. Der Standort des Käfigs darf niemals dem Zuge ausgesetzt sein und die Temperatur des Ueberwinterungs-

raumes darf keine scharfen Wechsel aufweisen. Werden die Fenster im Winter vorübergehend geöffnet, so müssen Vögel und Pflanzen in einen Nachbarraum gebracht werden und hier so lange verbleiben, bis die Temperatur an ihrem regelmäßigen Standort wieder die normale Höhe erreicht hat.

Bei beschränkten Wohnverhältnissen muß man sich mit einem Stubenvogel begnügen. In erster Linie kommen hier die Körnerfresser in Betracht, die sich in verhältnismäßig kleinem Bauer wohlfühlen, in einfacher Weise zu ernähren sind, wenig schmutzen und deshalb auch kaum die Luft verderben. Unsere Finkenvögel, obenan der Kanarienvogel, begnügen sich mit einfachem Körnerfutter. Dem Kanarienvogel gibt man am besten nur eine Mischung von zwei Teilen Rübsen und einem Teil Spitz- oder Glanzsamen. Wie wir Menschen aber Abwechslung in unserer Nahrung verlangen, so auch das Tier. Zur Abwechslung bietet man dem Kanarienvogel gelegentlich ein Stückchen Zucker, ein Stückchen Weißbrot, etwas ungeräucherten Speck und namentlich Grünfutter. Letzteres ist allen Finkenvögeln Bedürfnis, besonders unserer heimischen Feld- und Waldbögel, wie Hänfling, Zeisig, Distelfink, Dompfaff, Edelfink usw. Ein kleines Stückchen eines Salat- oder Grünlohlblattes genügt schon. Sehr gern werden die Zweigspitzen einer im Zimmer häufig gepflegten Hängepflanze, der Tradescantia, genommen. Diese Pflanze, die sich, aus Stedlingen gezogen, in wenigen Tagen bewurzelt, ist anspruchslos und wächst so rasch, daß zwei oder drei Töpfe von ihr genügen, um einen Stubenvogel während der ganzen kalten Jahreszeit mit Grünfutter zu versorgen. Ein sehr zartes und sehr gern genommenes Grünfutter läßt sich auch im Wohnzimmer und in der Küche in kleinen Holzkästen ziehen, die man mit Vogelfutter, Hafer oder Gerste besät. In einem Vorraum des Vogelhauses des Berliner Zoologischen Gartens wird im Winter auf diese Weise die Hauptmasse des Grünfutters für die nach vielen Hunderten zählenden Käfigvögel herangezogen. Die Samen keimen nach wenigen Tagen, und man schneidet dann das frische Grün mit der Schere, bevor es schlapp wird und umfällt.

Der Kanarienvogel ist in der Fütterung unter allen Finken der anspruchsloseste. Die oben genannten heimischen Finken und die fremdländischen Prachtfinken bedürfen einer abwechslungsreichen Kost. Den heimischen Finken bietet man ein Futtermischungs aus Rübsen, Spitzsamen, Salatsamen, Rohn, geschältem Hafer und einigen Hanfkörnern; letztere gebe man nur mäßig, da zu reichliche Gaben Fettsucht verursachen. Verfettung muß man aber bei Stubenvögeln verhindern, damit sie nicht vorzeitig altern und mit dem Gesang aufhören. Zur Abwechslung gebe man den heimischen Finken im Winter neben dem schon genannten jungen Grün frischgeschnittene Zweige von Erlen, Haseln, Ahorn, Tannen und Fichten, deren Winternoppen sie mit Behagen abknabbern; namentlich für den als Stubenvogel so geschätzten Singsittich oder Dompfaff ist derartige Beifutts unabweisbares Bedürfnis. Im Sommer bieten die Samenähren des Wegerichs, eines unserer gemeinsten, überall am Wege wachsenden Unkräuter, und die Vogelmiere, gleichfalls ein überall gegenwärtiges Unkraut, vorzügliches Grünfutter.

Für die fremdländischen Prachtfinken ist neben Spitzsamen und Rübsen die Hirse das wichtigste Körnerfutter. Man gibt diesen Vögeln auch ganze unausgedroschene Hirserispen, im Handel als Kolbenhirse bekannt, aus denen sie mit besonderer Vorliebe die einzelnen Samen auslesen. Das Grünfutter ist für die Prachtfinken dasselbe wie oben angegeben.

Viele der kleinen Prachtfinken, wie Mövchen, Zebrafinken, Schmetterlingsfinken, Wandfinken usw., nisten gern in der Gefangenschaft, während unsere heimischen Finken nur schwer und auch nur in großen Volieren zur Brut schreiten. Da der Frühling der Heimat vieler Prachtfinken in unsere Wintermonate fällt, so schreiten sie bei uns auch gern in der kalten Jahreszeit zur Brut. Um Zuchterfolge zu erzielen, genügen für einzelne Paare der kleinen Prachtfinkenarien Nistkäfige von 36—40 Zentimeter, 31—47 Zentimeter Länge und 26—30 Zentimeter Tiefe. Die Nistkörbchen werden teils hängend im Innern der Käfige angebracht, teils hängt man außen sogenannte Harzer Bauerchen an, die mit Nistkörbchen versehen sind. Natürlich muß das Bauer an der betreffenden Stelle eine Ausflugsöffnung haben, die als Zugang zur Nistgelegenheit dient. Futter und Sauggefäße werden auch in allen Fällen am besten außerhalb des Käfigs angebracht, und zwar als kleine an den Seiten verglassete Behälter, wodurch das Verschmutzen der Wohnräume verhindert wird. Der Fußboden eines zweckmäßigen Bauers soll kastenartige Gestalt haben, aus Blech gefertigt und zum Ausziehen eingerichtet sein. Es ist vielfach üblich, den Boden mit Zeitungspapier zu belegen, doch ist dies ein falsches Verfahren. Der Vogel hat zur Förderung seiner Verdauung Sand- und kleine Kieskörner notwendig, deshalb gebe man eine Lage Sand in den Kästen, der je nach Bedarf für körnerfressende Vögel 1—2mal pro Woche, für insektenfressende Vögel aber täglich erneuert werden muß. Beim Nistkäfig vermische man den Sand mit etwas gelöschtem Kalk, oder biete den Vögeln, die in den Handlungen erhältliche Sepiaschale, da sie anderenfalls aus Kalkmangel schalenlose, sogenannte Kalksteine legen, die nicht bebrütet werden können.

Mancher Erdenbürger konnte sich am Reinlichkeitsinn unserer Vögel ein gutes Beispiel nehmen. Das Baden ist dem Vogel auch zur kalten Jahreszeit Lebensbedürfnis; er badet nicht monatlich oder wöchentlich einmal, sondern täglich, wenn es sein kann auch wiederholt am Tage. Deshalb gehört ein kleines Badehäuschen zu jedem Vogelbauer. Es wird an die geöffnete Tür gehängt und an

jedem Morgen, nachdem die Stube genügend erwärmt, mit lauwarmem Wasser versehen, das Hineinstellen offener Badehäuschen in das Bauer empfiehlt sich nicht, weil der Sand dann infolge des Badens, das mit heftigen Flügelschlägen verbunden ist, durchwühlt und das Zimmer verunreinigt würde. Die begeistertsten Anhänger der Aneippischen Kuren sind die insektenfressenden Stubenvögel. Amfeln, Drosseln und Stare, die ich in einer ständig ungeheizten Stube, bei tagsüber stets offen gehaltenen Fenstern durchwinterte, nahmen auch in strengen Wintern Tag für Tag ihr Vollbad in eisig kaltem Wasser.

Die zuletzt genannten Vogelarten und ihre ausländischen Vettern stellen weit größere Anforderungen an den Pfleger als die Körnerfresser. In der freien Natur bilden Insekten aller Art ihre Hauptnahrung; nur wenige von ihnen, namentlich die kleinen Meisen, fressen auch ölhaltige Sämereien. Alle lieben aber Beeren, Obst, besonders Vogelbeeren, wie Ebereschen, Holunderbeeren u. a. Diesen Vögeln muß man in der Gefangenschaft ein sogenanntes Weichfutter geben. Im Handel sind verschiedene derartige Futtermittel erhältlich, das beste und teuerste davon ist die Marke Futculus. Sie bestehen in der Hauptsache aus getrocknetem Insekten, namentlich Weichwurm, Ameisenpuppen, den sogenannten Ameiseneiern des Handels, Ei, getrockneten und zerriebenen Beeren. Vor der Fütterung wird dies Gemisch mit etwas Wasser angemacht, es darf aber nur krümelig, nicht naß sein. Ein gutes Weichfutter stellt man sich selbst her, indem man zwei gleiche Teile altbadene Schrippen und Mohrrüben auf dem Reibeisen zerreißt, zusammenmischt und dieser Mischung etwas Ameisenpuppen beigibt, daneben sind aber täglich noch einige lebende Mehlwürmer zu füttern. Zur Abwechslung gibt man gelegentlich einmal etwas rohes Schabefleisch, etwas Suppenfleisch, ein Stückchen Apfel oder Birne und Beeren, solange diese zu haben sind. Wie bereits erwähnt, schmutzen aber Insektenfresser stark und riechen unangenehm, wenn das Bauer nicht täglich gereinigt und mit frischem Sand versehen wird. Ähnlich verhält es sich mit Papageien, die auch stark schmutzen, wenn sie nicht sehr sauber gehalten werden. Manche Papageienarten sind harte, anspruchslose Vögel, wie ich schon oben ausgeführt habe, andere aber außerordentlich empfindlich. Zu den empfindlicheren gehören die Amazonen, und der empfindlichste ist der in Ostafrika heimische Graupapagei oder Jago, grau mit rotem Schwanz, der aber auch einer der gelehrigsten und sprachbegabtesten ist. So mancher dieser Vögel ist schon einem zugigen Standorte zum Opfer gefallen. In der Fütterung der Papageien wird viel gesündigt. Viele Liebhaber geben den Tieren regelmäßig stiel Wasser Kaffee zum Saufen, statt eines vernünftigen Körnerfutters — Butterbrot, Fleisch, Gemüse usw. Mitunter verträgt der Vogel diese fehlerhafte Kost, in anderen Fällen wird er krank, magert ab, sieht von früh bis spät apathisch mit aufgeblasenem Gefieder da oder rupft sich gar die eigenen Federn aus, um die oft noch mit Blut gefüllten Kiele zu fressen, so daß er jahraus jahrein fast nackt ist. Gegen diese fatale Untugend gibt es kein Gegenmittel, man kann ihn nur durch sachgemäße Fütterung vorbeugen. Es ist zu beachten, daß der Papagei kein Allesfresser ist, wie Mensch, Hund und Affe, man verzeihe diese Gegenüberstellung, sondern ein ausgeprägter Körnerfresser. Das beste tägliche Futter bildet eine Mischung von Mais, den man zuvor in kochendem Wasser etwas abbrühen kann, mit Zirbelnüssen (großkörnige Kiefernkerne), Sonnenrosenkernen und etwas Hafer. Auch in Wasser abgekochter Reis wird sehr gerne genommen und ist den Tieren zuträglich. Als Lederbissen gebe man gelegentlich einen Kuchern oder ein Stückchen süße Frucht, und man wird dauernd seine Freude an dem Tiere haben. Bekannt ist die Langlebigkeit der Papageien; ich kenne Tiere, die schon seit 30 bis 40 Jahren in der Gefangenschaft leben, noch vollbesiedelte Köpfe haben und durch ihr ganzes Benehmen erkennen lassen, daß sie von sogenannter Altersschwäche noch weit entfernt sind. Papageien baden nur selten und ausnahmsweise, lassen aber nach anfänglichem Sträuben eine gelegentliche, mit dem Bürststüber verabreichte leichte Dusche gern über sich ergehen.

Hd.

Der letzte Zehrpennig.

Charon, Sohn des finsternen Erebus, war nach antiker Auffassung bekanntlich der greise Fährmann der Unterwelt, der die Schatten der bestatteten Toten über den Styx bootete. Jeder, den er überfährte, entlohnte ihn mit einem Obolus, einer kleinen Kupfermünze. Es durften darum die Leichname erst dann gewaschen, gesalbt und mit Blumen bekränzt werden, wenn ihnen die Totenmünze unter die Zunge gelegt worden war. Wer aber die Fährgebühr dem Fährmann nicht entrichten kann, läuft Gefahr, nicht übergesetzt zu werden und deshalb nicht in die Unterwelt eingehen zu können. Es ist aber das schlimmste von allem, zwischen Ober- und Unterwelt rastlos hin- und hergetrieben zu werden und die Ruhestätte im Hades nicht erreichen zu können, deshalb auch die Sorge der Angehörigen, die Mitgabe des Fährgroßens beim Begräbnis nicht zu vergessen.

Da diese Sitte jahrhundertlang gepflegt worden ist, wird der Ritter von Cancauville wohl mit Recht den Wert der von Orpheus bis auf Kaiser Konstantins Zeiten den Toten mitgegebenen Fährgebühren auf 80 Millionen Franc veranschlagt haben. Seltsam, daß er nicht daran dachte, seine Berechnung bis zu seiner Zeit auszu-

Kleines feuilleton.

Archäologisches.

Römische Porträts aus dem ersten Jahrhundert.
 Einen höchst merkwürdigen Fund hat der berühmte Prof. Flinders-Petrie nach seinem Bericht an die Monatschrift „Man“ (Der Mensch) in Habara, einem Ort an Ostrand der Dase von Fajum, gemacht. Er besteht in einer Anzahl von Römerporträts, wie sie gegen das Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung in Mode kamen. Bis dahin war es Sitte gewesen, die Mumien in vergoldete Strohgehäuse einzuschließen. Nach der Zeit der Ptolemäer aber nahm man das Porträt des Toten auf Kanevas, wie es gewöhnlich eingerahmt die Wand der Behausung geziert hatte und deckte es über das Gesicht der Mumie zum Ersatz für den alten Stuckkopf. Das Porträt war unzweifelhaft mit einer Wachsfarbe gemalt, die entweder mit einem vollen Pinsel oder in einem feigigen Zustand mit kurzen schrägen Strichen aufgetragen wurde. Die Porträtsammlung aus den Gräbern von Habara ist recht gut erhalten und kann sich wohl rühmen, einzigartig zu sein. Die dargestellten Personen sind nach ihren Gesichtszügen ohne Zweifel Europäer, und zwar meist Römer. Es sind aber auch andere Typen darunter, nämlich eingeborene Aegyptier, Syrier und Vertreter noch anderer orientalischer Völker, die wohl zu Handelszwecken nach der Dase von Fajum gekommen und dort gestorben waren. Auch damit ist die Fülle dieses Fundes noch nicht erschöpft. Ueber dieser Mumienstätte findet sich eine andere Begräbnisstätte, die ausschließlich für römische Beamte bestimmt war, deren Reste als zu vornehm betrachtet wurden, um mit den Leichen von Eingeborenen vermischt zu werden. Schließlich sind auch noch Reste eines spanisch-maurischen Typus in dieser Totenstadt erhalten geblieben.

Verkehrswesen.

Die transafrikanische Bahn. Im „Matin“ veröffentlicht André Berthelot, der Sohn des berühmten Chemikers, der die alademische Laufbahn des Geographen frühzeitig mit kapitalistischer Gründertätigkeit vertauscht hat, einen interessanten Artikel über das Projekt der transafrikanischen Bahn, die Algerien mit dem Kap verbinden soll. Sie wird am Tschadsee vorbei zum Kongo führen und am Katanga die englische Linie erreichen, die sich schon vom Kap der guten Hoffnung 3000 Kilometer weit nach Norden erstreckt. Berthelot legt dar, daß die Wasserstraße des Kongo und Ubangi infolge der Langsamkeit und Kostspieligkeit des Transports und der Notwendigkeit des odiosen und untauglichen Trägerdienstes (lies Sklaverei) ein „lächerliches Provisorium“ darbiete. (Das ist offenbar eine Pille, womit den Patrioten der Kongoschacher berührt werden soll, aber zugleich werden die glorreichen Errungenschaften Kiderlen-Waechters — die beiden „Fühlhörner“ am Kongo und Ubangi — im ganzen doch richtig bewertet.)

Die Berthelot ausführt, soll die Linie Dran-Kap oder Algier-Kap dem Projekt Kairo-Kap, das von ungewissem Nutzen ist, er-gängen zur Seite stehen oder sie überhaupt ersetzen. Sie folgt der Achse des Kontinents, ist leichter auszuführen und verspricht mehr Profit. Zwei Abzweigungen von ebenso hervorragender Bedeutung für Kriegs- wie Handelszwecke sollen sie vervollständigen. Die eine, die in der Zone der Sahara beginnt, geht zum Niger. Sie soll Westafrika wirtschaftlich und militärisch an Algerien anschließen. Die zweite geht von Zemio im französischen Ubangi aus und erreicht am oberen Nil die englische Uganda-Bahn. Diese französisch-englische Durchquerungsstrecke wird die schnellste Verbindung zwischen dem weißlichen Mittelmeer und dem Indischen Ozean schaffen. Die transafrikanische Bahn ist für die wirkliche Erschließung der Weltteile unentbehrlich. Denn die großen Wasserläufe sind infolge der Stromschnellen stromaufwärts nicht befahrbar, wie die Geschichte aller afrikanischen Flußforschungen bezeugt.

Der Bahnbau bietet dank der Flachheit des Kontinents sehr wenig Schwierigkeiten dar. Von der Dase Fajig bis zum Katanga, auf einer Strecke von 6000 Kilometer, übersteigt die Bodenerhebung nicht 700 und sinkt nicht unter 250 Meter. Die Bahn wird die längste der Erde sein und über 10 000 Kilometer messen. Die transsibirische Bahn hat, von Moskau bis Wladiwostok, nur eine Länge von 8600 Kilometer. Berthelot versichert auch, daß sie ein gutes Geschäft sein wird. In den interkontinentalen Verkehrsbedingungen wird die Bahn eine wahre Umwälzung herbeiführen. Von Southampton zum Kap brauchen die schnellsten Dampfer 17 Tage, zwei weitere Tage braucht man bis Johannesburg. Wenn die Bahn fertig sein wird, wird man Johannesburg von London über Calais und Marseille in neun Tagen erreichen. Heute dauert die Fahrt von Antwerpen nach Stanleyville, dem wichtigsten Platz im belgischen Kongo, 35—40 Tage. Sie wird nur fünf Tage dauern und viel billiger sein. — Uebrigens sind bedeutende Teile der Strecke schon ausgebaut, in Algier 600, im belgischen Kongo 500 und im englischen Südafrika 3000 Kilometer, so daß nur etwa 6000 Kilometer fehlen, also etwa die Länge der sibirischen Bahn, deren Bau aber ungleich größere Schwierigkeiten darbot. In vier Jahren, meint Berthelot, kann die Bahn über den Tschadsee hinaus fertig sein.

dehnen, um so mehr, als sich nach der Wahrscheinlichkeitsberechnung weit mehr als das Doppelte der angenommenen Summe ergeben haben würde. Sicher entging ihm — nach der sprichwörtlichen Kurzsichtigkeit mancher Fachgelehrten, die sich in irgend eine Spezialität vertiefen — über dem Studium fremder Sitten die Wahrnehmung des heimischen Brauches.

So legt man z. B. heute noch in der Altmark dem Toten ein Pfennigstück unter die Zunge, in der Neumark sogar ein Fünfpfennigstück. In manchen Teilen Thüringens gibt man dem Verstorbenen außerdem die übrig gebliebene Medizin mit in den Sarg, damit er in der anderen Welt die Kur fortsetze — selbstverständlich fehlt auch das Fährgeld nicht, das aber in dem sächsischen Dorfe Groß-Keula auf einen Pfennig zusammenschrumpft. In der Oberpfalz ist man spendid, da werden dem Toten drei Pfennige unter die Zunge gelegt. Im sächsischen Erzgebirge folgt man dem Gelde Brot bei und in der Oberlausitz entlohnte man einst den unterweltlichen Fährmann in derselben Weise wie den Pfarrer und Küster beim ersten Kirchgang der Wöchnerin: man opferte ihm zwei Groschen und zwei Dreier.

Aber der Aberglaube ist schlichtern und entzieht sich zumeist der Beobachtung, weil er unerquidliche Vorstellungen und Einreden fürchtet, die er nicht zu widerlegen vermag, gegen die sich aber kein zäher Konservatismus sträubt. Kein Wunder deshalb, wenn Ethnologen derartige Volksbräuche oft erst nach langen Studien und rein zufällig entdecken.

Wie zahlreiche andere heidnische Bräuche mit Beginn des Christentums ein frommes Mäntelchen umhingen, in dessen Schutze sie ungefährdet fortbauerten, so auch der, den Toten bei der Beerdigung eine Münze mitzugeben. Aus dem antiken Obolus wurde eine Sankt Peterssteuer, aus Charon Petrus, der Torwart der Himmelspforte, der auch nicht unentgeltlich die Seelen bedient, „kein Geld, kein Schweizer“. In verschiedenen Christenrändern, die man in Eriar aufdeckte, und zwar in solchen aus dem 3. wie auch aus dem 15. Jahrhundert, fand man Schädel, in deren Mundhöhle kleine Silbermünzen lagen. Daß Reiche einen siandesgemäßen „Peterspfennig“ zahlten, ergibt sich aus einem Funde, der in den zwischen Bevey und La Tour gelegenen Burgundergräbern gemacht wurde; man fand ein Goldstück mit der Inschrift: Tributum Petri. Auch das fränkische Totenlager zu Solzen in Rheinhesfen lieferte Schädel, deren unterer Kinnlade der Altertumsforscher Lindenschmitt Goldstücke entnahm, darunter viermal Münzen mit der griechischen Christuskirche im Palmzweige.

Die moderne katholische Kirche mag gegenüber der Fortdauer dieses heidnischen Brauches um so eher ein Auge zugeknipst haben, als sie selbst wesentlich die dem Sterbenden vom Priester gereichte Kommunion „Begzehrung“ (Viatikum) nannte. Kein Wunder, wenn der bigotte katholische Bauer diesen kirchlichen Ausdruck in sein massives Deutsch überträgt und den Peterspfennig zum „Trinkgeld“ macht. Die Toten, so ist die Anschauung des Oberpfälzers, haben ihr letztes Rendezvous im „Robistkrug“, dem Wirtshaus der Untertwelt, und vertrinken dort ihren letzten Hessler. Weiläufig sei bemerkt, daß Robis ein mundartlich verstümmeltes „Rachbar“ ist. Wienrod meint, im Grenzviertel (Rachbarkrug) fanden einst gemeinsame Opfermahle statt, und im Robistkrug, wie in Norddeutschland die Schenke genannt wurde, lehnen die Einwohner der benachbarten Gemeinden auf ihrer Heimkehr vom Markte noch einmal ein, um einen Abschiedstrunk zu nehmen.

Neuerdings hat dieser altheidnische Brauch, der namentlich bei den Griechen und Römern eingebürgert war — bei der Aufdeckung alter Gräber in Rom und Griechenland hat man bekanntlich in unzähligen Fällen in der Nähe des Schädels eine kleine Münze gefunden — eine andere Deutung erfahren. Der dem Toten mitgegebene Obolus soll dazu gebient haben, ihm seine Bestimmung abzukaufen, so daß er fürderhin keine Veranlassung hat, aus der Untertwelt zurückzukehren, um die zu peinigen, die sein Hab und Gut in Besitz genommen haben. Der Erbe bietet dem Verstorbenen eine Münze für das Bestium; der Tote erhebt keinen Widerspruch, d. h. sein Stillschweigen wird als Zustimmung angesehen. Die Münze, das ist der Kaufschilling, wird ihm mit ins Grab gegeben, somit ist er abgefunden und kann keinen Einspruch mehr erheben. Daß diese Auffassung etwas für sich hat, wird durch einen Brauch bewiesen, der bis in unsere Zeit hinein in Deutschland bestand und hier und da wohl noch besteht. Nach ihm tritt der Erbe an den offenen Sarg des Toten, legt ein Geldstück auf die Leiche und spricht mit so lauter Stimme, daß es alle Leidtragenden hören: „Hier hast Du einen Zehrpennig, laß mir einen Nachpfennig.“ Offenbar ist dieser Brauch von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt worden, und bei der Fähigkeit, mit der solche Bräuche festgehalten werden, lassen sich die jüngsten Vorkommnisse gut mit den ältesten vergleichen und zur Aufklärung benutzen.

Keinen wir nochmals zum Fährgeld zurück, so ist noch mitzuteilen, daß dieses mancherorts nachweisbar zum Trinkgeld für den Leichenbitter und die Leichenbegleiter geworden ist. In katholischen Dörfern Süddeutschlands erhalten Knaben und Mädchen, die sich gemäß der Landesitte am Begräbnisstage im Sterbehause einfinden, Scheidemünzen und ein Stück Brot; sie müssen dafür den Rosenkranz abbeten. In protestantischen Gegenden wurde dereinst den Sargendechseln, die die Leiche auf den Friedhof begleiten, der „Leichenwed“ zu teil, ein Wadwerk, in das der herkömmliche „Grabkreuzer“ eingebunden war.

C. S.